

Es gilt das gesprochene Wort - Sprachen fürs Unsagbare

Von Andres Veiel

Gilt das gesprochene Wort? Und wenn es gilt, was bringt es an den Tag? Vor allem dann, wenn es gefundenes Sprach-Material ist, was wir von draußen ins Theater holen, destillieren, einkürzen und montieren, es schockgefrieren oder durch den Durchlauferhitzer des Einfühlens jagen? Wer spricht wann, zu welchem Zweck, mit welchem Interesse?

In den letzten zehn Jahren habe ich mich viel mit ökonomisch-politischer Macht und ihrer Darstellbarkeit beschäftigt – zuletzt mit der Arbeit „Das Himbeerreich“ (1).

In Frankfurt, London und in den übrigen Städten, wo ich dazu Gespräche mit Bankern geführt habe, zeigte sich: die Akteure des Marktes agieren in abstrakten Räumen, Subjekte lösen sich darin auf, Biographien verdampfen in einem System, das offenkundig von Geistern vorangetrieben wird. Über Jahre mussten wir uns ihre Lehrsätze von der Freiheit des Marktes anhören. Sie haben uns an Glaubensformeln erinnert. Nachdem diese Religion in der Krise Pleite gegangen ist, verstummen ihre Akteure – nach außen.

In all dem Gesagten und Nichtgesagten lauert eine Krise, die niemand genau verorten kann, sie ist weit weg und schon wieder da, sie ist nicht hier und irgendwie doch ganz Gegenwart und noch mehr bedrohliche Zukunft.

Ein Ansatz, dieser amorphen Krisenbeschreibung Herr zu werden, war der Versuch, die Denk- und Sprachräume ihrer Akteure auszuloten. Nicht, weil ich in ihnen den Schlüssel zu entdecken glaubte, die Finanzkrise damit final erklären zu können. Sondern aus dem Interesse, die Sprache ihrer Repräsentanten und ihr zugrunde liegendes Denken zu erfassen. Erzählt die Binnensicht der Akteure etwas anderes als das, was wir vermeintlich immer schon gewusst haben?

Bei der Auseinandersetzung mit den Vertretern des Finanzkapitals fällt auf, dass sie –bis auf die wenigen amtierenden CEOs - nicht öffentlich sprechen.

Das hat zwei Gründe: Zum einen, weil sie zu tief in ihrem eigenen Tun und Handeln verstrickt sind, viele ihrer Akteure haben die Mechanismen des Marktes nicht wirklich verstanden. Sie kennen vielleicht noch ihre Produkte, mit denen sie handeln. Aber schon das, was im Handelsraum nebenan passiert, begreifen sie nicht, erst recht nicht die größeren Zusammenhänge. Sie ziehen sich zurück in eine mit Fachtermini gespickte sprachliche Wagenburg – mit einer spezifisch kodierte und institutionalisierte Sprache unterstreichen sie ihren Anspruch auf Exklusion.

Nach Jahren des sicher nicht zu Unrecht erfolgten Banker-bashings stehen die Gesprächspartner allesamt unter Rechtfertigungsdruck – und damit mit dem Rücken zur Wand. Aber selbst wenn sie sprechen wollten – sie dürfen es nicht.

In allen Banken wird öffentliches Sprechen kanalisiert und kontrolliert. Ein Unternehmen bezahlt die Fortschreibung seiner Existenz durch den Aufbau einer gelenkten Kommunikation. In den PR-Abteilungen arbeiten Hunderte von Mitarbeitern, die nichts anderes tun, als Informationen zu sammeln, manche als Nachrichten zu lancieren, bei anderen eine Veröffentlichung zu verhindern. Sprechen tut nur der, der dazu befugt ist, und das sind die CEOs, in seltenen Fällen auch der Pressesprecher. Werden externe Interviews zugelassen, muss der Fragenkatalog vorher mit der PR-Abteilung abgesprochen werden, wird im Interview davon abgewichen, wird das Gespräch abgebrochen und das Interview nicht frei gegeben.

Die Akteure der Krise stehen massiv unter Druck, über interne Abläufe und Deals nicht öffentlich zu sprechen. Die hohen Gehälter sind nichts anderes als Schweigegeld. Die Bank beruft sich auf die in den Verträgen verankerte Schweigeklausel. Wenn Mitarbeiter dagegen verstoßen, laufen sie Gefahr, den Arbeitsplatz, ihre Pension, ihre Alterszulagen, ihre Boni zu verlieren. Werden durch die Aussagen staatsanwaltliche Ermittlungen ausgelöst, müssen die Mitarbeiter mit Schadensersatzansprüchen rechnen. Die Bank beruft sich dabei auf einen konstruierten oder faktisch

eingetretenen Imageverlust und einen damit verbundenen Vermögensschaden – wenn etwa ein konkreter Deal nicht zum Abschluss kommt.

Während auf der mittleren und unteren Ebene immer wieder Aussteiger sehr konkret über die Auswüchse des Investmentbankings sprechen – etwa Greg Smith von Goldman Sachs - findet sich in den oberen Etagen der Entscheidungsträger auch nach dem Ausscheiden bzw. der Pensionierung niemand, der sich öffentlich gegen seinen (ehemaligen) Arbeitgeber positioniert.

Diese Regelwerke zu unterlaufen, ist mir vor zehn Jahren noch gelungen. Für den Film „Black Box BRD“ konnte ich – ohne Absprache mit der Presseabteilung – Banker über mehrere Stunden interviewen. Die Passagen mussten zwar von den Gesprächspartnern autorisiert werden, in der kontextuellen Verwendung war ich frei. So eine Arbeitsweise wäre heute undenkbar.

Es gibt im dokumentarischen Arbeiten ein neues Phänomen, man könnte es ein Abbild-Verbot nennen. Vertreter der Banken- und Wirtschaftsmacht – auch ehemalige Vorstandsmitglieder – lassen sich nicht mehr filmen. Sie möchten für das Gesagte nicht mit ihrem Gesicht einstehen.

Umso überraschender war es für mich, dass über 20 ehemalige und noch amtierende Vorstandsmitglieder verschiedener deutscher und anderer Banken bereit waren, mit mir ohne Kamera, aber mit Aufnahmegerät, zu sprechen. Ich musste allerdings mehrere Bedingungen erfüllen.

Anonymisierung: Ich garantierte allen Gesprächspartnern, dass ihre Aussagen so verändert werden, dass sie auch intern nicht mehr auf die sprechende Person rückführbar sind.

Kontrolle: Das gesprochene Wort galt nur bedingt: Die meisten der Gesprächspartner wollten die Protokolle sowie die verwendeten Passagen autorisieren. Von einer Zensur kann dennoch in keinem der Fälle gesprochen werden. Eher von einem Versuch, ein Maximum an – auch heiklen Informationen – freizugeben, bei einem Minimum an persönlicher Identifizierbarkeit.

Was hat die Akteure der Krise überhaupt veranlasst, mit mir zu sprechen? Die ehemaligen Akteure leiden unter ihrem Machtverlust. Sie werden nicht mehr gefragt, umso größer ist der Wunsch, in einem geschützten Rahmen „gehört zu werden.“ Indem sie das „Spiel“ jetzt von der Seitenlinie beobachten, entsteht bei einigen eine kritische Distanz zu ihrem eigenen Handeln und dem ihrer Bank. Sie sehen sehr nüchtern auf die Folgeschäden der Krise: den Imageverlust der Branche, hohe Vermögensschäden für die Aktionäre, aber auch gesamtgesellschaftlich durch staatliche Rettungsmaßnahmen. Einige teilen die Auffassung, dass eine kleine Gruppe der Investmentbanker den Kapitalismus längst besiegt habe. Sie sehen ihr Interview als eine ungehaltene „Gegenrede“: Wenn sie früher während ihrer aktiven Zeit schon nicht geredet haben, dann wollen sie es jetzt tun.

Ein weiterer Grund, sich auf das Gespräch einzulassen, ist das Medium des Theaters. Der geschlossene Raum eines Theater gilt im Vergleich zur Medienkonkurrenz (TV, Kino, Internet) als elitär und minoritär – und damit als ungefährlich. Ein Theaterstück wird am Ende vielleicht von 10.000 bis 20.000 Menschen gesehen werden, es unterliegt trotz intensiver Vorberichterstattung den gesamtgesellschaftlichen Wahrnehmungsradar. Die Interviewten gehen davon aus, dass das Gesprochene im Theater in einen Kunstraum übertragen wird und deshalb folgenlos bleibt.

Das gesprochene Wort ohne Bildverstärkung gilt als „entmachtet“, auch das ist ein Grund, warum so viele Banker letztendlich sich zum Sprechen haben überreden lassen.

Akteure der Macht sind gewohnt, in erprobten Schablonen und Statements zu sprechen. Sie haben gelernt, auf kritische Fragen nicht zu antworten, sondern das vorzubringen, was sie zum Thema sagen wollen. Jahrelang wurden sie von ihren Presseabteilungen in solchen Abwehrtechniken gebieft. Erste Voraussetzung, den Statementcharakter des Gesprochenen zu durchbrechen, mehr als nur reflexhafte Rechtfertigungen und Schuldabwehr zu hören, waren Gespräche mit einer Dauer von mehreren Stunden. Immer wieder habe ich die Erfahrung gemacht, dass dann Kontrollmechanismen außer Kraft gesetzt und persönliche Zornkonten angezapft werden, erlebte Demütigungen kommen zutage, Widersprüche werden offen verhandelt. Im Idealfall kann man den Gesprächspartnern beim Verfälschen eines Gedankens zusehen. Nachdenken schließt das Schweigen ein. Ich halte mich deshalb mit Nachfragen zurück, der Gesprächspartner muss sich selbst die nächste Frage stellen. Und nicht selten ist die Antwort auf eine eigene Frage ergiebiger als das, was das vorgestanzte

Schema von Frage und Antwort zulässt.

Das Material

Die 25 Gespräche ergaben mehr als 1500 Seiten transkribiertes Protokoll. Daraus sind etwa 40 Seiten Stücktext entstanden. Worüber wurde auffallend gesprochen? Worüber wurde auffallend geschwiegen? Zwei Grundhaltungen lassen sich ausmachen: Zum einen ein umfassender Versuch, sich zu rechtfertigen, Schuld bei anderen zu suchen, das eigene Handeln kleinzureden. Viele der Interviewten flüchten sich in philosophische oder biochemische Metaphern, die wortreich die eigene Handlungsmöglichkeiten vernebelten. Sie stellen ihr Tun als alternativlos dar und stilisierten es damit zu einem naturgegebenen Phänomen.

Die Schuldabwehr ist in vielen Äußerungen allerdings nicht nur plakativ, sondern durchaus substantiell. Dabei wird ausführlich die Rolle des Staates beleuchtet. In der Tat hatte die rot-grüne Regierung viele Regelwerke, die den Kapitalmarkt einschränkten, 2002 / 2003 aufgehoben und damit einen entfesselten Finanzmarktkapitalismus mit den Brandbeschleunigern der Deregulierung erst angeheizt. Noch 2007, Tage vor dem Ausbruch der Krise, wurden kleinere Institute von der Bankenaufsicht und dem Finanzministerium aufgefordert, in Deals einzusteigen, die sich im Nachhinein als hochriskant herausgestellt und den Steuerzahler Milliarden gekostet haben und noch viele Milliarden kosten werden. Warum wird da niemand angeklagt? Wer deckt da wen? Wer hat den Brandbeschleuniger geliefert und bewirbt sich heute um den Chefposten bei der Feuerwehr?

Immer wieder wurde betont, dass das Investmentbanking ohne Partner nicht agieren kann: Staatsfonds, regionale Sparkassen, kommunale Kämmerer, Lebensversicherungsgesellschaften kooperieren mit den Investmentbanken, getrieben von einem gesamtgesellschaftlichen Auftrag, mehr Rendite zu erzielen – angefeuert von einem als alternativlos dargestellten Wachstumsdenken, das nicht hinterfragt wird.

Einer der Interviewten bestach mit klaren, tief vorgebrachten Analysen des Investmentbankings. Sein Zornkonto auf die, die seinen warnenden Rat missachtet und ihn rausgeworfen haben, ist gut gefüllt. Manche seiner Befunde gehen in ihrer kritischen Schärfe weiter als die Pamphlete der Occupy-Bewegung.

Er zeigte sich bestens informiert über diverse hanebüchene Deals – und ihren Langzeitfolgen. Für einige der inzwischen verstaatlichten Bad Banks müssen noch bis zu hundert Milliarden an Steuergeldern nachgeschossen werden. Auffällig ist, wie wenig diese Folgen in der Öffentlichkeit diskutiert werden. Im letzten Jahr waren für eine der Bad Banks 9,8 Milliarden Nachzahlung aus dem Bankenrettungsfonds notwendig. Diese Maßnahme wurde von den staatlichen Stellen in die Ferienzeit gelegt, im Juli 2012 wurde es als zehnzeilige Meldung in den hinteren Seiten der Wirtschaftsteile abgehandelt.

Zurecht gibt es öffentliche Wellen der Erregung, wenn ein Flughafen um 250 Millionen teurer wird. Über 10 Milliarden Nachschlag und weiteren 40 Milliarden, die bis 2020 noch an staatlichen Geldern aus dem Bankrettungsfonds alleine an diese Bad Bank zu entrichten sind, regt sich niemand auf. Hier hat der Wahnsinn Methode.

Was kann ein einzelner in einem anonymen, international vernetzten Finanz-System überhaupt ausrichten, in dem das handelnde Subjekt von algorithmischen Computerprogrammen abgelöst wurde, die im Millisekundentakt die Finanzoperationen ausführen, die zu ungeheuren Gewinnen und Verlusten führen und unsere Existenz real bedrohen? Ist der Einzelne ein idealistisches Konstrukt, der in den Zentrifugalkräften der totalen Institution bei auch nur geringstem Anschein einer Dissidenz, eines nicht im Gleichschritt Mitmarschierens, aussortiert, an den Rand gedrängt, mundtot gemacht wird, der durch eigenes Verstricktsein im Graubereich des Systems erpressbar wird? Kann der Einzelne in einem per se falschen System das Richtige tun?

Verantwortung

Überraschenderweise wurde die (Mit-)Verantwortung für die Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte von den Interviewten nicht negiert. Die großen Deals, die zur Vernichtung von Milliarden

Steuergeldern geführt haben, sind nicht im luftleeren Raum verhandelt worden. Zehn Vorstandsmitglieder sitzen am Tag X in einer Runde, die Zahlen werden geprüft, die Risiken, für die am Ende eines Tages bei systemrelevanten Banken der Steuerzahler haftet, sind bekannt, die Argumente, den Deal NICHT zu machen, sind nicht nur vernünftig, sondern bestechend – und trotzdem wird die Hand gehoben und der Deal damit auf den Weg gebracht. Es hätte also in der einen oder anderen Situation durchaus die Möglichkeit gegeben, anders zu entscheiden.

Warum wird da niemand wütend? Die Banker selbst wundern sich darüber, dass in Deutschland kein wirklich ernst zu nehmendes Protestpotential gibt. Weil die Krise hier noch nicht angekommen ist? Weil wir – anders als die Griechen oder Spanier - (noch) nicht betroffen sind? Die Zahlenkaskaden bleiben abstrakt, weil unser Gehirn nicht auf Millionen oder Milliarden geeicht ist, sondern nur auf eins, zehn, hundert, vielleicht noch tausend. Die Dimension der Krise übersteigt unser Vorstellungsvermögen. Und die Auswirkungen dieser schwindelerregenden Abstraktion sind noch nicht fühlbar geworden. Und das ist, was man meistens vom Theater erwartet: dass etwas fühlbar wird.

Dramaturgie der Gespräche

Aus den 25 Gesprächen habe ich sechs Rollen verdichtet, fünf Banker und einen Fahrer. Durch die Schauspieler wird das Bankensprechen als solches befragt. Wer redet mit welchem Interesse, was ist das Nichtgesagte, das unter dem Gesagten liegt? Durch die Transplantation des Materials in einen Kunstraum wird es für den Zuschauer in einem eigenen Verhältnis von Nähe und Distanz verhandelbar.

Die Gesprächspassagen werden manchmal dialogisch, manchmal monologisch aufbereitet. Man kann den Akteuren der Krise 90 Minuten beim Denken zusehen. Für mich liefert das Material eine Anstiftung, sich mit dem Vokabular der Krise auseinanderzusetzen, es sich anzueignen, Leerstellen des Nichtwissens nicht hinzunehmen, eigene Diagnosen zu stellen, die im Stück vorgefundenen Textkörper in einen eigenen (Lebens)-Zusammenhang zu bringen, sie zu rekontextualisieren. Um vielleicht am Ende tatsächlich – nein, nicht wütend, ZORNIG zu werden. Zorn, im Gegensatz zur Wut, setzt Reflektion voraus.

Das Theater ist dafür der richtige Ort. Nicht nur, weil die Protagonisten sich der Kamera verweigert haben. Die von den Interviewten unterstellte „Folgenlosigkeit“ ist zugleich die originäre Chance der Bühne: Wo sonst können diese abstrakten Welten der Deals und ihrer Akteure überhaupt noch verhandelt werden? Die Bühne ist in diesem Sinne für mich ein Refugium, das etwas möglich macht, wo andere Medien an ihre Grenzen kommen: Das Kino braucht den Zugriff der emotionalen Identifikation, das Fernsehen muss sich angesichts eines Quotendrucks meist mit einfachen, unterkomplexen Narrationen zufriedengeben.

In Zeiten, in denen das gesprochene Wort kaum noch als etwas Eigenes wahrgenommen wird, kann Theater eine Zumutung sein, wenn es den Mut hat, sich auf das gesprochene Wort zu fokussieren. Im medialen Strom wird die Sprache zum Beiwerk degradiert, das Wort illustriert nur das Zusehende. Im allgemeinen Informationsfluss bleiben nur die Bilder im Gedächtnis, nicht die Worte. Das visuelle Gedächtnis wächst umgekehrt proportional zu der Fähigkeit, hinzuhören und zuzuhören.

Wir leben im Terror der informativen Totalverfügbarkeit: Alles ist abbildbar, alles ist sagbar und überall abrufbar. Dieser Terror wird noch überlagert von einem zweiten: dem der permanenten Transparenz. Intime Räume des Privaten werden omnipräsent öffentlich ausgestellt und ausgeleuchtet. Offenbarung, Enthüllung, Geständnis sind die Spektakel einer medialen Netzhaut, die die gesamte Gesellschaft überspannt.

Über alles kann gesprochen werden, jeder findet zu jeder Leidenschaft, zu jeder Obsession, seine fellowgroup mit abgegrenzten Sprach-Codierungen. Wenn alles zugleich gesagt und gezeigt werden kann und überall vorhanden ist: Wie kann das Gesagte überhaupt noch unterscheidbar gemacht werden? Wie können aus der Flut der Bilder, Worte und Zeichen Kontexte hergestellt werden? Wie können historische, politische, biographische, systemische Zusammenhänge neu justiert und gedeutet werden?

Die Herausforderung ist, die polymorphe Gleichzeitigkeit dieser Ströme von Befindlichkeiten und Verlautbarungen, die von Regionalismen und peergroups bestimmten Sprachcodierungen wieder in

einen Kontext zu bringen, sie zu rekontextualisieren, sie zuhörens-wert zu machen. Hier findet das Theater eine Leerstelle, die kein anderes Medium ausfüllen kann.

Gerade weil das gesprochene Wort – auch im Hörfunk! – längst entmachteter ist, sollten wir es wieder auf den Thron der Aufmerksamkeit zurückholen. Indem die Texte nicht mit Bildern illustriert werden, indem das Wort solitärer Mittelpunkt des Abends ist, fordert es etwas vom Zuschauer ab, das selten geworden ist: Bedingungslose Konzentration, einen Akt der Wachheit.

Nach einer Vorführung vom "Der Kick" (2) in Eisenhüttenstadt kamen bei der anschließenden Diskussion die Zuschauer miteinander ins Gespräch. Schüler, Lehrer, Eltern, ein Polizist, eine Gärtnerin. Sie alle stellten fest, dass sie ähnliche Probleme mit No-Go-Areas hatten, mit Pöbeleien von Rechtsextremisten. Das Stück war Anlass, diese Gemeinsamkeiten zu formulieren und sich nicht mit dem Gegebenen abzufinden. Nach wenigen Minuten war ich als Gesprächspartner überflüssig. Das Stück, sein Autor konnten zurücktreten, für eine soziale Plastik der Eigenverantwortung. Im besten Sinne ist das Theater also dann am erfolgreichsten, wenn es sich überflüssig macht.

Es gilt dann nur noch das gesprochene Wort – der anderen.

(1) Das Himbeerreich. Von Andres Veiel. Stuttgarter Staatsschauspiel, Kooperation Deutsches Theater, Berlin, 2013

(2) Der Kick. Von Gesine Schmidt und Andres Veiel. Theater Basel und Maxim Gorki Theater, 2005